

Erinnerungen an das Psychologische Institut in Hamburg
während der 1960er-Jahre

Manfred Amelang

in:

100 Jahre akademische Psychologie in Hamburg. Eine Festschrift.

Herausgegeben von Martin Spieß.

Hamburg, 2014.

S. 161–165

Hamburg University Press

Verlag der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg

Carl von Ossietzky

Impressum

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Die Online-Version dieser Publikation ist auf den Verlagswebseiten frei verfügbar (*open access*).

Die Deutsche Nationalbibliothek hat die Netzpublikation archiviert. Diese ist dauerhaft auf dem Archivserver der Deutschen Nationalbibliothek verfügbar.

Open access über die folgenden Webseiten:

Hamburg University Press –

http://hup.sub.uni-hamburg.de/purl/HamburgUP_Spiess_Psychologie_Festschrift

Archivserver der Deutschen Nationalbibliothek – <https://portal.dnb.de/>

ISBN 978-3-943423-07-5 (Druckversion)

© 2014 Hamburg University Press, Verlag der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg Carl von Ossietzky, Deutschland

Produktion der gedruckten Ausgabe: Elbe-Werkstätten GmbH, Hamburg, Deutschland

<http://www.elbe-werkstaetten.de/>

Inhalt

Grußwort des Präsidenten der Universität Hamburg	7
<i>Dieter Lenzen</i>	
Grußwort der Dekanin der Fakultät für Erziehungswissenschaft, Psychologie und Bewegungswissenschaft (EPB)	9
<i>Eva Arnold</i>	
Einleitung	13
<i>Martin Spieß</i>	
Kapitel 1 Ernst Meumann als Wegbereiter der Pädagogischen Psychologie und Empirischen Pädagogik in Deutschland	15
<i>Paul Probst</i>	
Kapitel 2 „Um den Bedürfnissen des praktischen Lebens entgegenzukommen“ – ein Einblick in Biografie und Werk William Sterns	87
<i>Paul Probst</i>	
Kapitel 3 100 Jahre akademische Psychologie in Hamburg: Rückblicke und Ausblick	117
<i>Kurt Pawlik</i>	
Kapitel 4 Die etwa fünfzigjährige Geschichte der Klinischen Psychologie und Psychotherapie und der Psychologie in der Medizin an der Universität Hamburg	149
<i>Bernhard Dahme</i>	

Kapitel 5	
Erinnerungen an das Psychologische Institut in Hamburg während der 1960er-Jahre	159
<i>Manfred Amelang</i>	
Kapitel 6	
Student der Psychologie in Hamburg zwischen 1965 und 1972	167
<i>Frank Rösler</i>	
Kapitel 7	
Akademische Psychologie in Hamburg: Status quo und Perspektiven	173
<i>Martin Spieß und Tania Lincoln</i>	
Kapitel 8	
Akademische Psychologie in Hamburg: Dokumentation zur institutionellen Entwicklung des Psychologischen Instituts und des Fachbereichs Psychologie von 1950 bis 2012	181
<i>Kurt Pawlik und Bernhard Dahme</i>	
Die Beitragenden	257

Kapitel 5

Erinnerungen an das Psychologische Institut in Hamburg während der 1960er-Jahre

Manfred Amelang

Vorbemerkungen

Zunächst zu den Vorgängen, die dazu führten, dass ich überhaupt nach Hamburg kam:

Im Jahre 1966 fand die Frühjahrstagung der experimentell arbeitenden Psychologen in München statt. Seinerzeit gab es noch keine Parallelsitzungen. Alle 350 Teilnehmer saßen in einem großen Raum mit fürchterlicher Akustik. Ich selbst war von meinem Doktorvater Ferdinand Merz in Marburg dorthin „abkommandiert“ worden, um als Referent meine Dissertation der Kritik der Kollegenschaft auszusetzen, sozusagen in der Funktion einer vorweggenommenen öffentlichen Begutachtung. Während des gesamten Vormittags hatte die Mikrofonanlage einen Totalausfall; allenfalls die Zuhörer in den ersten Reihen bekamen halbwegs mit, was die Vortragenden vermitteln wollten. Ich war der erste Referent am Nachmittag und – oh Wunder! – die Lautsprecheranlage funktionierte perfekt. Als ich nach der Diskussion vom Rednerpult heruntertrat, brach wieder alles zusammen, ohne dass ich selbstverständlich irgendetwas dazu beigetragen hätte. Auf diese Weise war ich der einzige Referent, der an diesem Tag zwar vielleicht nicht verstanden, aber doch immerhin gehört worden war. Eine Welle der Dankbarkeit schlug mir deshalb entgegen; am nächsten Morgen raunte mir Merz ganz aufgeregt zu, dass sich ein Professor für mich interessieren würde, der gerade einen Ruf an die Universität Hamburg angenommen hätte. Kurz darauf stellte er mich Kurt Pawlik vor; dieser bot mir an, eine

seiner Assistentenstellen zu übernehmen, und nach einem neuerlichen Zusammentreffen in Marburg vereinbarten wir, dass ich nach Hamburg an seinen Lehrstuhl kommen würde.

Mit Sicherheit kann festgehalten werden, dass sich dadurch das soziale und berufliche Umfeld drastisch veränderte; das gesamte Leben wäre in anderen Bahnen verlaufen, wenn mich nicht jener elektrische Wackelkontakt – und damit ein absolut zufälliges Ereignis – gerade im Moment meines Referates so begünstigt hätte. Diese Begebenheit ist ein überzeugendes Beispiel dafür, dass vieles in unserem Erleben und Verhalten von außen gesteuert ist und entsprechend attribuiert werden muss. Dies gilt auch für vieles, was ich nachfolgend noch ansprechen will.

Das Umfeld in Hamburg

In Hamburg erwiesen sich Mitte der 1960er-Jahre die Umstände als kompliziert: Das Geschehen im Psychologischen Institut wurde dominiert durch die drei großen Lehrstühle von Hofstätter, Tausch und Pawlik. Als bald wurde erkennbar, dass sich diese im Hinblick auf wissenschaftliche Ziele und Methoden sowie personale Stile gravierend unterschieden. Das machte es für die Mitarbeiter mitunter nicht eben einfach. Richtig problematisch wurde es dann aber mit dem Beginn der studentischen Unruhen; diese führten zu schmerzhaften Konflikten zwischen der Loyalität zum vorgesetzten Dienstherrn einerseits und der Sympathie für einige der vortragenen Reformziele andererseits. Wie bekannt ist, lösten sich einige der Probleme durch eine Veränderung des Systems „Universität“, und zwar in Gestalt der Strukturen, Hierarchien und Entscheidungsprozesse, darüber hinaus aber auch durch Änderungen von Einstellungen und Verhaltensweisen aufseiten der verantwortlichen Akteure. Während in weiten Bereichen die Organisationen später eine partielle Restauration erfuhren, blieben die Veränderungen im persönlichen Bereich auf Dauer bestehen – fraglos ein wichtiger Erfolg der studentischen Proteste. Dazu mag auch eine vergebende Nachsicht bei allen Beteiligten beigetragen haben. So erinnere ich Personen, die sich während der Besetzung professoraler Diensträume am Telefon mit „Revolutionäres Komitee“ meldeten und später doch bei den „rechtmäßigen Eignern“ dieser Räume promovierten.

In Hörsälen und Seminaren war es die Zeit epischer Diskussionen über die Inhalte und Methoden des Faches, das Wesen der Universität und überhaupt das Geschehen in der weiten Welt. Häufig wurde zu Beginn einer Vorlesung oder Übung darüber abgestimmt, ob im Stoff weiter prozediert oder besser über eine studentische Initiative diskutiert werden sollte. Dazu eine denkwürdige Beobachtung: In einer meiner Veranstaltungen zu Persönlichkeitstests hatte ich unter anderem die zahlreichen Teilnehmer einen Leistungsmotivations-Fragebogen bearbeiten und auswerten lassen. Als es in einer der späteren Sitzungen wieder einmal um die Frage ging, ob diskutiert oder im Lehrstoff weiter fortgefahren werden sollte, ließ sich mithilfe eines von den Teilnehmern selbst reproduzierbaren Codes eine Zuordnung zwischen Testergebnis und Abstimmungsverhalten herstellen. Das Ergebnis: Die habituelle Leistungsmotivation derjenigen, die sich für Weitermachen im Stoff ausgesprochen hatten, lag hochsignifikant über derjenigen, die für Diskussion politischer Themen waren. Mangels weiterer Daten zu dieser Thematik fällt es freilich schwer, die Generalisierbarkeit dieses Befundes einzuschätzen.

Immerhin mögen Beobachtungen aus einem anderen Problemfeld aber als indirekte Bestätigung herangezogen werden: Die damaligen Zeiten waren auch geprägt durch die Forderung der Studierenden, die quantitativ abgestufte Benotung von Studienleistungen aufzugeben und stattdessen zu einer qualitativen Bewertung im Sinne von „bestanden“ versus „nicht bestanden“ überzugehen, mit der Begründung, man dürfe sich als kämpfendes Kollektiv nicht von den Herrschenden auseinanderdividieren lassen. Auch hier lagen von Befürwortern und Gegnern des abgestuften Benotungssystems die Leistungsmotivations-Punktwerte vor, darüber hinaus auch diejenigen von fünf Untertests des Intelligenz-Struktur-Tests (IST). Die Ergebnisse: Die Fürsprecher einer dichotomen Benotung erwiesen sich als weniger leistungsmotiviert und sie hatten auch durchschnittlich niedrigere IST-Werte. Damit sollen definitiv nicht studentische Begehren diskreditiert werden, sondern es soll ein Schlaglicht auf Vorgänge und deren Korrelate geworfen werden, die aus heutiger Sicht anachronistisch anmuten, seinerzeit aber weithin das Tagesgeschehen bestimmten.

Rothenbaumchaussee

Vom Geschehen im Philosophenturm waren die Assistenten von Tausch und Pawlik räumlich insofern etwas abgekoppelt, als sie in der Dependence des Psychologischen Instituts in der Rothenbaumchaussee 36 untergebracht waren. Dort gehörte ihnen jeweils eine komplette Etage. Nicht nur das: Kurt Pawlik hatte seinen Mitarbeitern eine gesonderte Verwaltungsgestellte zur Verfügung gestellt. Das waren komfortable Arbeitsbedingungen, zumal diejenigen Mitarbeiter, die nicht in Forschungsvorhaben des Lehrstuhlinhabers eingebunden waren, fast unumschränkte Freiheit genossen, auf welche Weise sie sich außerhalb der Lehrverpflichtungen wissenschaftlich engagierten. Das war bei meinem Freund Dieter Bartussek, der fast zeitgleich seinen Dienst antrat, und mir gewiss der Fall; es verlangte aber auch Verantwortung und Selbstdisziplin, wollte man auf lange Sicht auch erfolgreich sein. Eine weitere Voraussetzung für Erfolg war die Gewinnung begabter und motivierter Studenten, die ihre Qualifikationsarbeiten unter unserer Betreuung anfertigen würden, weil auf diese Weise die Grundlage für die unerlässlichen Publikationen geschaffen werden konnte. Im Hinblick darauf hatten wir Glück: Lothar Buse, Gerhard Vagt, Matthias Burisch, Burghard Andresen, Inghard Langer, Paul Probst und Georg Weise, mithin alles Kollegen, die später selbst in Professuren kamen, arbeiteten während verschiedener Phasen ihrer Karriere mit uns zusammen; ihnen und vielen anderen jungen Kollegen, die sich von uns beraten ließen, verdanken auch wir viele Anregungen.

Da uns zum Teil die Ausbildung in Psychologischer Diagnostik oblag, trat im Jahre 1970 die Redaktion einer großen Hamburger Zeitung (nein: nicht diejenige mit der Losung „BILD Dir Deine Meinung“) an uns heran mit der Bitte um Unterstützung ihrer sogenannten „Aktion 18“. Die Redaktion wollte unter den Lesern im Alter von 18 Jahren den intelligentesten herausfinden und ihm dann seine Ausbildung finanzieren. Also bedurfte es eines geeigneten Tests, dessen Aufgaben grafisch ansprechend sein sollten, ohne Zeitbegrenzung zu bearbeiten wären und natürlich differenzieren mussten. Nach zügigen Voruntersuchungen erschienen diese Testaufgaben an drei Wochenenden im September; sie sind noch heute im Internet aufzurufen. Vorangestellt war ein Artikel über Intelligenz und „kluge Köpfe“. Ein Ordinarius der Psychologie heftete diesen an das Schwarze Brett des

Instituts und schrieb dazu groß „Mus-Köpfe“ – womit er uns als die Autoren meinte. Das hätte zur damaligen Zeit, als es verpönt war, als Wissenschaftler zur Wirtschaft oder gar zur Springer-Presse Kontakte zu haben, den „sudden death“ für engagierte Nachwuchsleute bedeuten können, doch überstanden wir die Angelegenheit ohne überdauernde Blessuren. Im Vorfeld des vorliegenden Beitrags bei der Zeitung angefragt, was aus dem Besten geworden sei, um vielleicht einen terminalen Validitätsnachweis für den Test zu erhalten, gab es die erfreuliche Mitteilung, dass der Betreffende seinerzeit nur 13 Jahre alt gewesen sei, mit 16 das Abitur mit dem Notenschnitt 1,0 bestanden habe, später diplomiert und promoviert worden sei sowie sich habilitiert habe und seit geraumer Zeit Professor für Molekulargenetik an der Universität Marburg sei, nunmehr im Alter von 54 Jahren. Ähnlich positiv sind die Lebensläufe der weiteren zehn Besten. Ein eindrucksvolles Beispiel für die Konstanz intellektueller Eminenz und die Möglichkeit, diese mithilfe psychologischer Instrumente zu erfassen – was in den USA Terman und Oden ja schon zuvor gezeigt hatten.¹ (Angeregt durch meine Nachfrage hat die Zeitung am 25. Mai 2011 einen eigenen Bericht dazu publiziert.²)

Zur Forschung

Hierzu nur stichprobenartig einige Beispiele aus den eigenen Bemühungen, auch wenn oder gerade weil mittlerweile die Zeit doch weitgehend darüber hinweggegangen ist.

Die betreffenden Jahre waren unter anderem gekennzeichnet durch ein lebhaftes Interesse am Zusammenhang von Schriftbild und Persönlichkeit. Die eigentliche Grafologie, also die Deutung oder Interpretation der Schrift durch einen Fachkundigen, war durch verschiedene kritische Arbeiten der Literatur bereits „tot“. Es gab aber noch eine Vielzahl von Beiträgen zur sogenannten Grafometrie, also dem Ausmessen des Schriftbildes mit Lineal und Winkelmesser, und der Korrelation solcher Maße mit Merkmalen der Persönlichkeit; dabei hatten sich immerhin schwache Beziehungen ergeben

¹ Louis Terman und Melita Oden: *The Gifted Group at Mid-Life*. Stanford 1959.

² Hamburger Abendblatt, 25.5.2011.

– was dafür sprach, dass etwas an der Sache „dran“ war. Kurt Pawlik äußerte die Vermutung, dass es vielleicht weniger die „Persönlichkeit“ sein könne, die dafür verantwortlich sei, als vielmehr die Merkmale der individuellen Feinmotorik und Kraftentfaltung. Also galt es, diese mithilfe von anthropometrischem Besteck zu ermitteln, und in der Tat waren es nur diese Maße, die mit den grafometrischen Kennwerten in Beziehung standen. Nach dieser Arbeit, die zusammen mit Kurt Pawlik als dem Erstautor entstand, gab es keine weiteren Publikationen in der Literatur zu diesem Sujet – ob dies mit unserer Arbeit zu tun hatte, muss natürlich offen bleiben.³

In dieser Zeit hatte auch die Faktorenanalyse Konjunktur. Heftig diskutiert wurden die Differenzierungs- und die Divergenztheorie der Intelligenzstruktur. Dabei litten frühere Arbeiten – wie dieses üblich ist – unter methodischen Fehlern, auf die man erst allmählich aufmerksam wurde. Zusammen mit Inghard Langer realisierten wir ein Design, mit dessen Hilfe die Divergenzhypothese zweifelsfrei korrekt überprüft werden konnte, mit dem Resultat, dass keine differenziertere Struktur auf höherem Begaubungsniveau feststellbar war.⁴ Auch dies markierte das Ende entsprechender Arbeiten.

Seinerzeit etablierten sich neben offiziellen Statistiken allmählich Selbstberichte zu Delinquenz und Kriminalität als eigenständige Forschungsmethode in der Kriminologie. Zusammen mit Gerd Rodel, Hubert Wantoch, Dorothea Ahlers und Walter Wulff erweiterten wir diesen Zugang zur Täter- um die Opferperspektive und interessierten uns erstmals auch für die schwierige Frage nach der Validität solcher Befragungen zum Dunkelfeld.⁵

Mit Dieter Bartussek bestand ein nachhaltiges Interesse am Einfluss der sozialen Erwünschtheit, also den sogenannten „Lügenfragen“, im Weiteren am Einfluss anderer Antwortstile auf die Validität von Persönlichkeitstests

³ Kurt Pawlik, Manfred Amelang, Burger Heinze und Willibald Beyer: Zur Abhängigkeit graphometrischer Variablen von Merkmalen der Anatomie und Psychomotorik. In: Zeitschrift für Experimentelle und Angewandte Psychologie 20 (1973), S. 630–652.

⁴ Manfred Amelang und Inghart Langer: Zur Kritik der Divergenzhypothese der Intelligenz. In: Archiv für die gesamte Psychologie 120 (1968), S. 203–217.

⁵ Manfred Amelang und Gerd Rodel: Persönlichkeits- und Einstellungskorrelate krimineller Verhaltensweisen. Eine Untersuchung zur Dunkelziffer strafbarer Handlungen. In: Psychologische Rundschau 21 (1970), 157–179; Manfred Amelang und Hubert Wantoch: Untersuchungen zur selbstberichteten Delinquenz. II: Faktoren begangener und erlittener Straftaten. In: Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform 54 (1971), S. 377–393.

und an der Frage, inwieweit diese in methodischer sowie inhaltlicher Hinsicht durch Moderatoreffekte weiter aufgeklärt werden könnte.⁶

Ausgerechnet auf dem Höhepunkt unruhiger Zeiten erschien 1968 das epochale Buch von Walter Mischel *Personality and Assessment*.⁷ In diesem Text wurden die Grundzüge einer undifferenzierten Eigenschaftstheorie heftig infrage gestellt. Ein Teil der Bemühungen, aus der aufgetragenen Ratlosigkeit hinauszuführen, richtete sich auf das theoretisch geleitete Auffinden von Moderatoren; die Aufsätze von Bem (1972) sowie Bem und Allen (1974) waren dabei wegweisend.⁸ Eigene Daten fügten sich wunderbar in die aufgezeigten Gedankengänge, womit die bereits zuvor in Hamburg aufgegriffene Thematik später in Heidelberg weiter bearbeitet werden konnte.

Epilog

Der hier verfügbare Raum erlaubte allenfalls ein kursorisches Eingehen auf das zum Teil bewegende Geschehen jener Tage. In meinem Fall war dies unter anderem dadurch gekennzeichnet, dass ich die letzten Jahre hier selbst Professor war – ein externer Ruf auf eine höherwertige Professur hatte den Schaden geheilt, ein Hauskandidat zu sein. Freilich war es im Kontext der etablierten „großen“ Lehrstühle nicht eben leicht, sich zu behaupten, weshalb ich alsbald nach Heidelberg wechselte und aus heutiger Sicht das im deutschen Hochschulwesen vorherrschende Prinzip, wonach vertikale Veränderung nur durch horizontale Mobilität ermöglicht wird, mit allem Nachdruck als richtig bezeichnen möchte.

Hamburg war eine in vielerlei Hinsicht einzigartige Erfahrung, die ich keinesfalls missen möchte und für die ich zahlreichen Personen sehr dankbar bin.

⁶ Manfred Amelang und Dieter Bartussek: Untersuchungen zur Validität einer neuen Lügenskala. In: *Diagnostica* (1970), S. 103–122.

⁷ Walter Mischel: *Personality and Assessment*. New York 1968.

⁸ Daryl Bem: Constructing Cross-Situational Consistencies in Behavior. Some Thoughts on Allier's Critique of Mischel. In: *Journal of Personality* 40 (1972), S. 17–26; Daryl Bem und Andrea Allen: On Predicting some of the People some of the Time. The Search for Cross-Situational Consistencies in Behavior. In: *Psychological Review* 81 (1974), S. 506–520.